

Das grüne Auto.

Spionage-Roman von August Weisf.

(22. Fortsetzung.)

„Nein, Graf Heinen, dienstlich! Ich wurde hierhergeschickt, weil wir in Erfahrung gebracht haben, daß Sie sich noch hier befinden, und weil wir ein großes Interesse daran haben, einige Aufklärungen von Ihnen zu erhalten.“

„Wenn ich Ihnen nun die nicht geben“ fragte Heinen lauernd.

„Sie werden sie mir gewiß nicht verweigern. Ich schwöre voraus, daß es sich nicht um Ihre Person handelt, sondern um die Aufklärung eines Verbrechens, das die Öffentlichkeit in Aufregung hält und gewissermaßen auch Ihre Familie betrifft.“

„Meine Familie? Da müssen Sie irren, Herr Doktor!“

„Nicht doch! Der junge Castellmari, der in der Grillhoferstraße in Wien erschossen aufgefunden wurde, war ja Ihr Vetter.“

Der Graf blinzelte erschrocken auf und schied sich nervös über die Oberlippe.

Nach einer Pause sagte er: „So weit läßt also schon die Polizei. Sie weiß bereits, wer der Ermordete war?“

„Ja, wir wissen aber auch, daß Sie Zeuge jener Tat gewesen.“

„Da sprechen Sie wohl nur eine Vermutung aus, für die Sie schwerlich Beweise erbringen können.“

„Nein, Herr Graf, ich konstatiere eine Tatsache, die ich auch beweisen kann.“

Sie wurden vom Wachmann Stolzenburger am Thore in Gesellschaft des Castellmari gesehen. Sie haben Ihren Cousin, Baronin Sternburg, gegenüber selbst erklärt, daß Castellmari in Ihren Armen starb.“

Graf Heinen streifte nachlässig die Asche seiner Zigarette ab, schlug die Beine übereinander und meinte geblinzelt:

„Das sind Behauptungen, die wahr sein können oder auch nicht. Ich möchte nicht, wie Sie das beweisen wollten.“

„Ehrlich! Den Wachmann Stolzenburger habe ich noch Genuß mitgebracht, und er hat Sie wiedererkannt.“

„Ja, bitte! Sie wiederzuerkennen. Nach Monaten! Wenn man jemand flüchtig eine Sekunde lang gesehen haben will. Das ist doch kein Beweis.“

„Gewiß!“ erwiderte Doktor Martens, „aus diesem Grunde und, um ja sicher zu gehen, habe ich mir in der vorigen Nacht einen Ihrer Lackfächer auf einige Stunden ausgeliehen. Ihr Fächerbild stimmt genau mit jenem überein, das die Spuren im Schnee auf dem Wege, den Sie in jener kritischen Nacht zurückgelegt haben, aufweisen.“

„Ja, ich kann sogar behaupten, daß Sie an jenem Abend dieselben Lackfächer trugen, die Sie heute anhaben. Also die Auslage des Wachmannes und der Vergleich der Fächerbilder sprechen gegen Sie.“

Wieder schrie der Graf einen Augenblick. Der Ernst der Situation trat ihm vor Augen. Er suchte nach einem Auswege. Aber noch immer behielt er seine Ruhe.

„Mit Ihrer Ironie antwortete er: „Ich kann Ihnen meine Anerkennung über Ihre Gewissenhaftigkeit und Ihren Scharfsinn nicht verbergen. Nun gut — nehmen wir an, die Sache verhält sich wirklich so. Was wollen Sie nun von mir, nachdem Sie ohnehin schon so genau orientiert sind?“

„Erlauben Sie, Herr Graf. Bevor ich eine weitere Frage an Sie richte, möchte ich die Situation zwischen uns vollständig klären. Für die plötzliche Abreise von Wien und Ihren Aufenthalt in der Schweiz werden Sie zweifellos Gründe haben. Ich darf zu interessieren, finde ich keine Veranlassung. Erlauben Sie mir dazu kein Auftrag erteilt worden, zweitens schließen die Gesetze des Landes, in dem wir uns befinden, eine Einmischung von meiner Seite aus.“

„Sehr richtig!“ bemerkte der Graf gelassen. „Also —“

„Ich will daher auch von jenen Dingen gar nicht sprechen“, fuhr der Kommissar fort. „Mir ist es lediglich um die Aufklärung des Mordes in der Grillhoferstraße zu tun. Und da mache ich Sie in aller Höflichkeit darauf aufmerksam, daß die Schweiz bei betätigten Verbrechern keinerlei Begünstigungen ausstellt. Ich muß Sie daher vor die Alternative stellen: Entweder Sie stehen mir Rede und Antwort oder aber Sie entschließen sich, in meiner Begleitung nach Wien zurückzukehren, um dort diese und andere Fragen zu beantworten.“

Der Graf lehnte sich in den Fauteuil zurück, sah nachdenklich zu Zimmerbede empor und fragte ruhig: „Wie könnten Sie mich zwingen, in Ihrer Gesellschaft nach Wien zu reisen?“

„Indem ich die hiesigen Behörden um Ihre Intervention ersuche.“

„Welcher Tat könnten Sie mich denn beschuldigen, auf daß dieser Schritt Aussicht auf Erfolg hätte?“

„Gar keiner. Ich würde bloß um Ihre Verhaftung anfragen, da Sie unter dem Verdacht der Mithilfe am Mord stehen.“

„Das heißt mit anderen Worten: Wenn ich Aufklärungen verweigere,

oder wenn es mir nicht gelingt, mich vor Ihnen reinzuwaschen, so werden Sie die Hilfe der hiesigen Polizei in Anspruch nehmen. Und was geschieht, wenn meine Antworten Sie vollständig befriedigen?“

„Dann reise ich noch heute abends ab. Und Sie können hier bleiben und thun, was Ihnen beliebt.“

Graf Heinen trat zur Balkontür und blickte auf den blauen Fenstersee hinaus.

Sollte es hier in der Stadt nicht zu einem Skandal kommen, mußte er jetzt Farbe bekennen. Die Aufmerksamkeit der Behörden der gastfreundlichen Schweiz auf sich zu lenken, lag keineswegs in seiner Absicht.

Er schlössen Schritt er zu dem Fauteuil zurück und nahm wieder Doktor Martens gegenüber Platz. Ohne daß seine Stimme die Aufmerksamkeit verrät, die ihn ergriffen hatte, sagte er:

„Sprechen wir ganz offen. Ich sehe, ich bin in Ihrer Hand. Sie werden begreifen, daß mein Interesse dahin geht, hier unbehelligt zu bleiben. Fragen Sie, ich werde alles sagen, was ich weiß — alles.“

„Ich wiederhole, daß mich nur der Mord interessiert. Ich bitte also nur in diesem Punkte um volle Wahrheit.“

„Sie sollen sie hören, aber nun fragen Sie einmal.“

„Waren Sie bei Castellmari, als er erschossen wurde?“

„Ja. Es war nach halb neun Uhr abends. Giorgio sah beim Tisch, auf dem die kleine Lampe stand. Ich befand mich neben ihm. Wir sprachen miteinander. Plötzlich flirrte die Scheibe und im selben Augenblick sank Castellmari in den Sessel zurück. Ich begriff nicht, was geschehen war. Es war kein Schuß gefallen, muß ich Ihnen sagen. Tiefe Blässe überzog das Antlitz Giorgios.“

Er fuhr mit den Händen nach dem Kopf — Ich glaubte, meinem Vetter sei schlagartig geworden und verlor die Augen. Da bemerkte ich erst den brechenden Blick seiner Augen, den Blutstropfen, der aus der kleinen Wunde an der linken Schläfe trat. Ich rüttelte ihn und rief ihn an. Er röchelte ein paarmal in meinen Armen, dann war's aus. Ich wollte in der Situation nicht überhastet werden, nahm durch das Fenster den Weg ins Freie und fuhr auf die Redoute in den Sophienaal, wo ich die Schwester Castellmari anzutreffen hoffte, da sie, wie ich mußte, ein Rendezvous mit Hauptmann Fernhorn verabredet hatte. Dort sprach mich Frau von Sellheim an, die ich bei, der Baronin die schredliche Nachricht zu überbringen. Das ist alles, was ich weiß.“

„Sie können sich also genau erinnern, keinen Schuß gehört zu haben?“

„Gewiß. Ich vernahm keine Detonation. Auch das Klirren der Scheibe war nur so, als wenn ein kleines Steinchen gegen sie geworfen worden wäre. Ein kurzer heller Klang, wie wenn eine Scheibe plötzlich spränge.“

„Können Sie mir keinen Nebenumstand nennen, der Ihnen aufgefallen ist? Haben Sie mit Castellmari sonst irgendwas als im Hause in der Grillhoferstraße verkehrt?“

„Ja. Er kam am 1. Januar in Wien an und logierte sich zuerst im Hotel Blum in Mariahilf ein. Eine zufällige Begegnung, die er auf der Straße hatte, bewog ihn, das Hotel zu verlassen und in die Grillhoferstraße zu ziehen, um seine Spuren zu verwischen. Er hatte mir davon erzählt. Ich glaube aber nicht, daß das mit dem Mord irgend etwas zu thun hat. Es handelte sich um eine private Sache, eine alte Liebesaffäre.“

„Wurde dabei kein Name genannt?“

„Aberdings.“ antwortete Heinen, „aber ich denke, der ist doch gleichgültig. Castellmari begegnete, wie gesagt, einer Freundin aus früheren Tagen, und da er ungehörig bleiben wollte, nahm er ihr durch die Ueberredung die Möglichkeit, sich ihm zu nähern.“

„Wurde bei dieser Gelegenheit vielleicht der Name Mara Cincinnati genannt?“

„Ja, der Name wurde genannt. Wie kommen Sie darauf?“

„Ich muß jetzt darauf dringen, daß Sie mir alle Einzelheiten der Begegnung, soweit Sie darüber orientiert sind, genau wiedergeben, denn gerade dieses Weib beschäftigt die Behörde seit einigen Tagen.“

„Castellmari fragte mich, ob ich nicht eine Dame kenne, die als Mädchen den Namen Mara Cincinnati getragen und Kunstretikerin gewesen. Ich verneinte die Frage, weil ich inhaltlich niemand kenne, der als Mädchen so geheißen. Als ich ihn fragte, warum er sich so lebhafte für dieses Weib interessiere, antwortete er: „Sie war einmal mein Schicksal und wird noch mein Verhängnis werden. Gestern, als ich über die Mariahilferstraße ging, trat sie mir plötzlich aus einem Modengeschäft entgegen. Ich habe sie sofort wiedererkannt, obwohl sie ziemlich verändert ist. Es gab mit einem Stich, als sie vor

mir stand, und mich aus ihren dunklen, heißen Augen ein Bild des Dahes traf.“

Später erfuhr ich, daß sie beim Portier nach einem Herrn Castellmari gefragt habe. Der Portier erklärte ihr, daß niemand dieses Namens hier wohne. — Mein Cousin hatte sich nämlich als Adolf Stredinger, ebenso wie später in der Grillhoferstraße, gemeldet.“

Castellmari schloß seine Erzählung mit den Worten: „Wenn mir in den nächsten Tagen irgend etwas passiert, so brauchen Sie nach den Tätern nicht erst lange zu forschen. Fragen Sie nur bei Mara Cincinnati an, die wird gewiß die Hand dabei im Spiele haben.“

Seit jenem Tage war mein Vetter nervös und ängstlich. Er sah alles daran, möglichst rasch von Wien wegzukommen. Seine Abreise war für den 13. Januar abends festgesetzt, am 12. aber geschah das Unglück.“

„Ist das alles, was Sie mir mitteilen können?“

„Mehr kann ich Ihnen nicht sagen! Was ich weiß, habe ich wahrheitsgetreu berichtet.“

„Eine Frage hätte ich noch, die nicht direkt mit dem Mord zusammenhängt. Bei Castellmari wurde ein Fächer gefunden, auf dem stand: „Morgen Fernhorn anrufen.“ Was hat es damit für eine Bewandnis?“

„Darüber kann ich Sie aufklären“, antwortete Heinen. „Sie meinen wahrscheinlich, daß es sich um den Generalstabshauptmann Fernhorn handelt. Ich gebe Ihnen mein Ehrenwort, daß es nicht so ist. Es handelt sich um einen politischen Agenten, der Fernhorn genannt wird, dessen wirklicher Name aber anders lautet. Mit dem Mord hat er nichts zu schaffen.“

Der Kommissar griff nach seinem Hut, Graf Heinen begleitete ihn mit der Artigkeit eines Kavalliers zur Thüre und atmete erleichtert auf, als sie sich hinter dem Polizeikommissar des Wiener Sicherheitsbureaus schloß.

Der Brief, den die Baronin Sternburg der Polizei zur Verfügung gestellt hatte, und der Auszug des Doktor Martens nach Genf konzentriert naturgemäß das Interesse des Sicherheitsbureaus jetzt auf jenes Weib, das Mara Cincinnati hieß, und das durch die bekannten Thatsachen schwer belastet erschien.

Man war dadurch auf eine ganz neue Spur gelenkt worden worden. Jener Brief, den Castellmari an seinen Freund und begonnen hatte, ließ es unzweifelhaft erscheinen, daß er diesem Weibe begegnet war, ehe er in die Grillhoferstraße überlebte.

Ihre zu entziehen, sich ihren Verfolgungen zu entziehen, hatte er sich vermutlich auch zu Spiondiensten gemeldet, denn der Spion ist ein leibhaftig Döner. Er ist lebendig für ein Duzend Vorgesetzte, todt für die Familie, für Bekannte und Freunde. Die Voraussetzung seines Wirkens ist ja das Geheimnis seiner Existenz. So nur war es zu erklären, daß der junge Oberleutnant Castellmari für verschollen galt, daß selbst in seiner Familie von ihm nicht gesprochen wurde.

Die Ansicht, Mara Cincinnati sei die Mörderin, gewann immer mehr an Wahrscheinlichkeit. Der Polizeirath hatte ja von Anbeginn die That als den Abschluß eines Liebesdramas angesehen. Alles, was bisher eruiert worden war, bestärkte ihn nur in dieser Ansicht. Der Brief des jugendlichen Castellmari, das Geständnis Feinens und die Aufzeichnung Castellmari's gaben ihm recht.

Nun handelte es sich nur darum, diese Mara Cincinnati aufzufinden. Der Polizeirath schlug fürs erste den gewöhnlichen amtlichen Weg ein. Es wurde in den Listen des Meldeamtes nachgeschlagen, doch konnte keine Person dieses Namens aufgefunden werden.

Dann forschte man in jenem Hotel nach, das Castellmari betreten hatte, bevor er in die Grillhoferstraße überlebte. Von dem Portier erhielt man eine beifällige Personenbeschreibung der Frau, die sich nach Stredinger erkundigt hatte.

Die Personenbeschreibung stimmte nicht ganz mit jener überein, die Castellmari's Freund von Mara gegeben. Zwar hieß es auch hier, daß sie von großem, schlanken Wuchse sei, daß sie große, dunkle Augen hatte, aber während in den Briefen von schwarzen Haaren die Rede war, erklärte der Portier auf das bestimmte, daß die Dame, die sich nach Stredinger erkundigte, rot-blond gewesen sei. Das wieder erklärte das Fleur-de-lis, welches von den Sachverständigen an den Haaren, die Doktor Martens gefunden hatte, festgestellt worden war.

Und noch ein zweiter Umstand bestärkte den Polizeirath in der Annahme, daß es sich trotz der Verschiedenartigkeit der Haare um ein und dieselbe Person handelte.

Der Portier schilderte die Frau als eine ungewöhnliche, elegante Erscheinung, und der Dienmann, den man nach vieler Mühe ausgeforscht hatte, gab an, daß die Frau bei der Mariahilfer Straße aus einer Equipage ausgestiegen war, als sie ihm den Auftrag gegeben, ins Hotel Blum zu gehen, um Stredinger zum Jirius Schumann zu bestellen.

Wie ja bekannt, deuteten auch alle

Angelien, die bei den Unterforschungen durch Doktor Martens sich ergaben, daraufhin, daß eine Frau aus den besten Ständen das Verbrechen verübt haben mußte.

Da die Gesuchte eine Jettistin war, worauf auch die Renzvousbestellung im Jirius Schumann hingewiesen schien, forschte man in Kreisläufereien nach.

Eine telegraphische Anfrage bei dem Direktor, der zurzeit in Berlin gestirte, ergab kein Resultat. Auf Parisagenturen war der Name der Jettistin wohl bekannt, doch hieß es, daß sie seit mehreren Jahren in seinem Engagement gewesen, da sie sich ins Privatleben zurückgezogen habe.

Selbstverständlich unterließ man es nicht, sich an die italienischen Behörden um Auskunft über Mara Cincinnati zu wenden.

(Fortsetzung folgt.)

Sie pugnen Menschenlein.

Von Max Kandler.

Ein Mädchen sitzt am Fenster. Und läßt den ganzen Tag. Was nur das Mädchen immer So eifrig nähen mag?

Und wieder gegenüber Vom Mädchen steht und schreibt Ein Jüngling. Was der immer Für eifrig Handwert treibt?

Und wieder manchmal blinzelt Von hüben die und er Von hier. Wenn ich nur wüßte, Was mit den beiden war!

Der Sessel.

Eine Skizze von Louis Roubaud.

„Die Bestuhlung ist zu verkaufen?“

„Ja, mein Herr!“

„Ich möchte sie gern ansehen!“

„Ich kann Sie heraufführen, wenn Sie wünschen!“

„Ja, dachte, Herr Dehnan...“

„Zunächst, mein Mann ist berechtigt, einen etwaigen Kauf abzuschließen. Er ist eben mit dem Gärtner in die Scheuer gegangen, muß aber bald zurückkommen. Wenn Sie sich die Sache inzwischen ansehen wollen...“

Die kleine, runde Frau, halb Bäuerin, halb Dame, war aus dem Gärtnerhäuschen zu mir getreten.

„Das Schloß scheint unbewohnt?“

„Ja, seit etwa fünfzehn Jahren!“

Es ist an mehrere Erben gefallen, die sich nicht recht vertragen konnten. Aber die Baulichkeiten sind gut imstande.“

Fünfzehn Jahre! Damals war ich Gast der Frau Durandis gewesen, der Schloß und Park gehörte. Unter diesen schattigen Bäumen habe ich viele glückliche Tage verlebt. Jetzt ist das einst so leuchtend gestrichelte Gitter farblos, die Blumeneinfassung der Beete verwildert; in den Alleen wächst Gras, Esen und Klematis wuchert auf morschen Stämmen. Die Terrasse gleicht einer Wiese, die Gartenmöbel sind zerfallen. Das Rasen ist ohne Wasser. Da stehen auch noch die leeren Büdel — wo sind die mächtigen Oelder hier? Nur der kleine Fußweg unter den Linden ist erhalten geblieben.“

Kein Mensch scheint seit fünfzehn Jahren den Fuß hierher gesetzt zu haben. Und die rostlos schaffende Natur hat Park und Garten ungestaltet. Was Menschenverderb war, ist vermodert, die Mauern gestürzt, die Wege zerfallen. Jetzt graben sie sich gleich seinen Krallen in das Gras.“

„Hier hinaus?“

„Der Weg führt nirgendwo hin; wenn Sie aber wünschen...“

„Ich weiß es besser; weiß wohl, wohin dieser Weg führt! Oh, wie genau entfenne ich mich noch seiner! Dort, hinter den Hecken, im Laubgang sah Jeanine jeden Nachmittag mit ihrer Stiderei, und ich sah neben ihr und las ihr vor. Wo ist sie hingekommen? Was ist aus ihr geworden?“

Ein Hauch der Vergangenheit umschwebte diesen Laubgängen. Dort glaubte ich einst, eine Gefährtin fürs Leben gefunden zu haben. — Hatte mich Jeanine jemals geliebt? Damals hoffte ich es — und wir waren beide jung!

Ein unbedeutender Streit trennte uns plötzlich; ich fuhr eblittet fort und habe Jeanine nie wiedergesehen. Um den Tisch herum, an dem Jeanine saß und arbeitete, standen schwarze Gartenstühle. Von Zeit zu Zeit streich das Mädchen lachend die blonde Haare zurück, die sich eigenwillig um die Stirne trauten. Wie amüßig war die Gebärde, wie gierlich die Hand!

Ich war am Tage vor meiner Abreise besonders reizbar gewesen und hatte ihr harte Worte gesagt. Ihre Schweigen erbiterte mich noch mehr; rauch griff ich nach ihrer Hand. Jeanine hand rot vor Empörung auf; sie warf mir zischend ein „Frisling!“ ins Gesicht. Ich holte ihre nicht wehe tun wollen — die Eifersticht — der Schmerz über die bevorstehende Trennung —

Ich hätte über ihre Empörung lachen sollen; aber ich war jung — zu jung! Während warf ich meinen Sessel zur Erde.

Jugendbeileien — holde Jugendtorheit! Gätte ich sie wahrhaftig geliebt, wir wären nicht überfordert gewesen! Ich wäre, als ich bald dar-

auf den Tod Frau Durandis, ihrer Tante, erfuhr, zu ihr geeilt. Wie deutlich ich das alles noch vor mir sehe; jetzt, nach vollen fünfzehn Jahren!

„Seben Sie den Sessel auf!“ sagte Jeanine, und ihre Hand suchte. Ich schweig und starrte zu Boden.

Wenn Sie sich nicht augenblicklich wegen Ihres unerhörten Benehmens entschuldigen und den Sessel aufheben, sind wir geschiedene Leute!“

Ich lachte höhnisch; ein hölzernes, gestungenes Lachen. Sie stürzte an mir vorbei, dem Hause zu.

Am nächsten Morgen fuhr ich nach Paris zurück. Ich verabschiedete mich von meiner Wirtin und reichte Jeanine fast die Hand.

„Auf Wiedersehen, gnädiges Fräulein!“

„Auf Wiedersehen!“

Wie lange ist das schon her! Oft und oft an einsam trüben Abenden habe ich gedacht, daß ich heute — vielleicht — schon längst glücklicher Gatte und Vater wäre, hätte ich mich damals gebüdt, um den Sessel aufzuheben.

Selbst, wie das Leben mit den Menschen spielt! —

Wir waren bis ans Ende des Parks gekommen, und ich wendete mich an meine runde Begleiterin: „War nicht früher hier herum ein Laubgang?“

„Ja — ich glaube —“

„Darf man auch den sehen?“

„O — der dürfte kaum mehr zugänglich sein!“

Ich bog mit Mühe zähe Zweige zur Seite, trat auf mannhohes Unkraut und haufen trockenen Holzes. Das reine Dornröschenstich! Die Frau folgte mir schweigend, sie wollte dem sonderbaren, aber offenbar sehr erwünschten Käufer nicht zuwider sein.

Da war ja auch der Laubgang! Die Erde mit dichtem Moos bedeckt, der Tisch von zähem Esen überwuchert. Und dort, auf der Erde — mit flacker der Atem — lag ein unförmliches Etwas, von tausend Schlammplanken umfriedet. Mein Herz klopfte rasend, ich beugte mich hinunter — er war es — es war der unglückliche Sessel!

Noch liegt er dort, wohin ihn mein zorniger Arm warf — fünfzehn Jahre ist's her! Das Eisen verrostet, die Stühle braune Rostflecken überzieht die Erde. Esen rankt sich um Frühe und Lehne. Seit fünfzehn Jahren hat niemand mehr den Laubgang betreten. Der jähle Tod der Frau Durandis — die Streitigkeiten der Erben — das Schloß wurde verlassen — nur die Gebäude vor dem Verfall geschützt — so, so läßt es sich erklären!

Ich starrte schweigend auf den stummen Zeugen meiner ersten Liebe — meiner Torheit — hernieder. Vergessens versuche ich meiner Begleiterin eine Erklärung meines Benehmens zu geben. Aber auch sie ist merrwürdig erregt und fixiert mich anhaltend, erstaunt.

Wieder sehe ich meine kleine Jeanine vor mir. Ich bin eben zwanzig geworden, sie knapp sechzehn. Ich greife rauch nach ihrer Hand. Sie springt empört auf: „Wenn Sie diesen Sessel nicht aufheben und sofort Ihre unerhörtes Benehmens entschuldigen, dann sind wir geschiedene Leute!“

„Wollen wir nicht weiter?“ fragt die kleine Frau an meiner Seite.

Ihre Stimme zittert, ihre Augen tränen sich. Mechanisch hebt sie die Hand und streicht das blonde, krause Haar aus der Stirne.

„Wenn es jetzt gefällig wäre —“

Ich holte nach ihren Händen. Leisere, räumlich bitte ich:

„Perzeils! mit Jeanine, bereit!“

Die kleine Frau flüstert: „Sie sind — du bist es — du!“

Die Kneble ist mir wie zugeschnürt. Auch sie hat mich erkannt — auch sie! Aber keiner von uns beiden findet das erlösende Wort.

Schweigend beuge ich mich nieder, schäbe den Esen zur Seite und fasse die Lehne des Sessels. Er scheint im Boden zu wurzeln. Ich räume ich, er reißt — vergeblich — zu lange ist's her — zu lange!

„Das ist so fein!“ sagte Jeanine müde. „Das ist vorbei!“

Tor, der ich war, zu glauben, daß ich wieder aufheben könnte, was ich vor fünfzehn langen Jahren verwarf!

Wie wahr' umhüllt.

Der Doktor findet Mrs. O'Leary im Bett, Gesicht und Hände in Pflastern und Bandagen, und Mr. O'Leary in höchster Verzweiflung an ihrem Bett. „Kopf hoch!“ sagt er zu dem traurigen Gatten, nachdem er die Frau untersucht hat. „Ihr ist ja nicht weiter viel passiert. Alle Knochen sind heil.“ „Das ist's ja eben“, stöhnte Mrs. O'Leary kummervoll. „Vor vier Tagen habe ich sie für schweres Geld gegen Unglücksfälle aller Art versichert, und jetzt fällt sie mit einem Sturz voll Knochen die ganze Treppe runter, und es passiert ihr gar nichts!“

— Schüttelreim. Gemächlich! In der Eile macht man oft aus einer Meile acht!



„Bridge“ Kostüm in sächsisch blau und schwarz. Dieses prächtige Gewand von feinen überdicktem und handgeknüpftem grauem Zwergen Zeug über einem Slip aus sächsisch-blauem Charmerie ist das typische Kostüm, das bei vielen hochformelnden Gelegenheiten getragen werden kann. Der runde, ziemlich enge Rock beruht ringum den Boden, ohne eine eigentliche Taille zu bilden, und ist an der linken Seite mit einem „Lattice“-Befestigungssystem aus schwerer Seide gemacht. Das nämliche Garnierungssystem ist auch vorne und an der Armeleiste angebracht, sowie auch auf der Krone des Hütes, der aus blauem Charmerie gemacht ist, einen Aufschlag von schwarzem Samt hat und mit einer blauen Straußenfeder garniert ist.

Fest ansetzen.

Eine deutsche Hausfrau schreibt: Eine Freundin von mir belam zum Geburtstag eine schöne Kristallvase.

Geburtstag eine schöne Kristallvase gekauft. Hocherfreut eilte sie damit in die Küche, füllte sie mit Wasser und stellte einen Rosenkranz hinein. Ganz entzückt von dem prächtigen Anblick wagte sie die Vase kaum zu berühren. Mit zögernden Fingern ergriff sie die Vase und trug sie vorsichtig wieder in das Wohnzimmer.

Unversehens fiel dabei die Vase hinter ihr ins Schloß, sie erhielt einen Stoß, die Vase entglitt ihren Händen und lag in Trümmern am Boden. Wie groß war da der Kummer meiner Freundin!

Sie war aber selbst schuld an dem Unglück. Hätte sie die Vase fest und sicher in den Fingern gehalten, so wäre sie ihr nicht so leicht entglitten. Zerbrechliche Dinge muß man zwar vorsichtig, aber doch recht fest anfassen, sonst fallen sie uns wegen ihrer Glätte gar zu leicht aus den Händen.

Es gibt Hausfrauen, die fast jeden Tag etwas zerbrechen. Mit Schmerzen lesen sie auf die Väden in ihrem hübschen Tafelgeschirr und auf die vielen geteilten Gegenstände in ihrem Haushalt. Und ihr Mann macht ihnen Vorwürfe oder verspottet sie gar wegen ihres Ungeschicks. Das ärgert aber nichts an ihrem fortwährenden Weh, denn sie haben nun einmal unsichere Hände, und je ängstlicher sie werden, um so weniger vermögen sie die Gegenstände fest zu fassen.

Auch unter den Dienstboten gibt es solche, denen der Zerbrecheufel alle Augenblicke einen Streich spielt. Verderben und Schelte, Tränen und Verzweiflung sind die unausbleiblichen Folgen jedes neuen Mißgeschicks. Man vertraut ihnen kein kostbares Stück mehr an, und sie ereignen sich zerbrechlichen Gegenständen nur mit Zagen, und ihre zitternden Hände vermögen nicht, ihm den Halt zu geben, dessen er bedarf, um nicht ins Gleiten zu geraten.

Unbedachtsamkeit und Angstlichkeit hindern in gleicher Weise am festen Zufassen. Beide veranlassen uns zu unsicheren, ruckweisen Bewegungen. Nur stetige Ruhe aber verleiht uns Gewalt über die Gegenstände in unserer Hand. Frauen, die viel Tennis oder Klavier spielen, verstehen am besten, sicher zuzugreifen. Wer aber nicht Gelegenheit hat, durch den Sport die Herrschaft über seine Gliedmaßen zu erlangen, der sollte die Kraft des Willens zu Hilfe nehmen und jedesmal mit dem Vorfuß fest anzufassen, an einen zerbrechlichen Gegenstand herantragen.

Jede heikle Sache wird weniger unangenehm, wenn man sie fest anfaßt. Holt Du einem Freunde etwas Unangenehmes zu sagen und befindest Dich selbst dabei in langer Aufregung, so wird auch er in Erregung geraten, und es kann leicht zu einer Auseinandersetzung kommen, bei der eure Freundschaft ganz in die Brüche geht. Auch wenn Du mit Vorwürfen bestia und unbedacht auf ihn los-

stürmt, wird er leicht in Zorn und Ärger geraten. Menschen sind oft ebenso leicht verletzlich wie Glas. Und Scherben und Risse lassen sich nur vermeiden durch Vorsicht und Festigkeit.

Auch Gefahren werden am besten überwunden durch Ruhe. Geht Du zitternd und zagend oder hastig und stürmisch über einen schwanken Steg, so wirst Du ins Wasser fallen. Triffst Du aber fest und sicher auf, so kommst Du unangeführt hinüber.

Und jede Arbeit mislingt Dir, sowohl wenn Du sie zu hastig und unbedacht angreifst, als auch, wenn Du zu ängstlich und unsicher darangeht. Es ist ganz einleuchtend, ob Du Steine klopfst und Dienen aufwäscht, oder den Bogen einer Seige und den Stiff des Malers führst. Ja, der Beginn jedes Tagewerks und jeder schwere Entschluß im Leben wird Dir erleichtert, wenn Du ohne Ueberführung, aber auch ohne Zöghaftigkeit, fest und ruhig an seine Ausführung gehst.

Wißt Du das Mißlingen, den Zerförer von Arbeitslust und Lebensfreude, von Dir abzuwenden, so sage Dir bei jedem schwierigen Beginn: „Fest anfassen!“

Das neue Unterhaltungsspiel.

Eines Tages sah der bekannte Humorist Clemens (Mark Twain) vor seinem Schreibtisch, um zu arbeiten.

Er hatte gar keine Lust dazu, stand auf und ging in den Garten. Hier beschaffte er sich nun auf beinahe ungläubliche Weise, wie er seinem Freunde Twickell selbst am nächsten Tage ausführlich geschrieben hat, indem er ein Spiel erfand: „Ich ließ acht Stunden lang mit dem Jochstoch in der Hand in der prallen Sonne herum und maß die Regierungszeiten der Herrscher Englands auf den Gartenwegen ab, von Wilhelm dem Eroberer bis zum Jahre 1883. Ich dachte mir, das sollte ein famoscs Spiel im Freien für die Kinder werden, damit sie die Geschichtszahlen ohne Mühe lernen. Jeder König bekam für jedes Regierungsjahr einen Fuß Wegs, und Anfang und Ende wurden immer mit einem eingeschlossenen Pfahl bezeichnet. Wenn man sich bei mir in die Haustür stellt, hat man jetzt einen Ueberblick aus der Vogelschau über die englischen Herrscher. Man sieht deutlich, wie sich verchieden lang die Regierungen sind: Richard II. zwei Fuß, Oliver Cromwell zwei Fuß, Jacob II. drei Fuß usw., aber es sind auch welche von 45, 46, 50, 56 und 60 Fuß dabei: Elizabeth, Victoria, Edward III., Heinrich III. und Georg III. So bekommt man die beste Anschauung von der Zeit, die jede Regierung dauerte. Gesehn bin ich übrigens erst spät eingeschlafen, denn ich habe darüber nachgedacht, wie man das Spiel auch im Zimmer spielen kann, und jetzt habe ich herausgetriegt, wie man es mit Spielkarten macht.“

— Glosse. Die Grobheit ist immer echt — bei der Höflichkeit kann man zweifeln.